

Rede des Landtagsabgeordneten Wassner in der Zweiten Kammer.

11.

Wenn nun die Gewerkschaftsorganisationen über die Schwierigkeiten so weit hinweggekommen sind, daß sie in der Lage waren, die Arbeitslosen wenigstens in irgend einer Form zu unterstützen, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß es auch eine Aufgabe der Gemeinden sowohl als des Staates sein muß, hier ebenfalls helfend einzugreifen. Denn es kann für diese Korporationen nicht gleichgültig sein, wenn z. B. durch eine derartige Kalamität eine ganze Familie vor den wirtschaftlichen Ruin gestellt wird. Es ist das auch von den Gemeinden ja vielfach schon geschehen. Man hat sich bemüht, die Arbeitslosigkeit durch die Einrichtung sog. Notstandsarbeiten zu bekämpfen. Diese Notstandsarbeiten haben aber niemals in der Weise ausreichen können, daß man sagen könnte, es wäre eine wirksame Bekämpfung der Arbeitslosigkeit oder eine wirksame Unterstützung der Arbeitslosen damit durchzuführen möglich gewesen. Das Bemühen, Arbeitsgelegenheit zu beschaffen, stand bei allen Gemeinden immer im Vordergrund. Aber man konnte eben keine Arbeiten finden, wo jeder Arbeitslose ohne weiteres Beschäftigung finden kann. Es sind die einzelnen Beschäftigungsarten ja auch für die Arbeitslosen unter Umständen geradezu gefährlich. Ein Arbeiter, der in einem Gewerbe ist, wo feinere Arbeiten gefertigt werden, kann nicht seine Hände in dieser Art und Weise durch rauhe Arbeit ruinieren. Bei Erdarbeiten usw. kann er sie nicht so gefügig erhalten, wie er sie für seinen Beruf später wieder braucht. Der muß wohl oder übel davon absehen, sich zu solchen Notstandsarbeiten ohne weiteres verwenden zu lassen. Er sucht, wo er irgendwie kann, in einer anderen Form sein Leben zu fristen und muß womöglich von schweren Arbeiten ganz und gar zurücktreten. Also nach dieser Richtung suchten die Gemeinden wohl Ersprießliches zu erzielen, sie haben sich auch darum bemüht, soweit es möglich war, verschiedentliche Arbeiten einzuführen, es ist aber leider niemals gelungen, allen Arbeitslosen die Arbeit, die ihnen gerade zuträglich gewesen wäre, zur Verfügung zu stellen. Bei der Suche nach der Art und Form, wie man diesen Uebelständen irgendwie wirksam entgegenzutreten kann, ist nun insbesondere das Genter System der Arbeitslosenunterstützung in den Vordergrund getreten. Von meinem Vordredner, Hrn. von Gauß, ist darauf hingewiesen worden, daß zweifellos das Genter System das einzige sein werde, womit überhaupt eine Arbeitslosenunterstützung zur Durchführung gebracht werden könne, und ich bin auch der Ueberzeugung, wir werden sie auch nicht anders durchführen können. Es wird dabei vor allem die Erziehung zur Selbsthilfe als die Grundlage angenommen, um der Kalamität der Arbeitslosigkeit entgegen zu können; die Erziehung zur Selbsthilfe in der Form, daß zunächst durch die Organisation der Arbeiter darauf gesehen wird, eine Arbeitslosenunterstützung zur Verfügung zu haben, dann aber, daß die Gemeinde helfend eingreift und einen eventuellen Zuschuß zu dieser Arbeitslosenunterstützung zahlt. Meine Herrn, ich muß erklären, daß auch wir der Ueberzeugung sind, es wird sich schwer auf irgend eine andere Weise machen lassen, als daß man sich an die Organisationen der Arbeiter hält. Hr. Andre hat in seinen Ausführungen bemerkt, es wäre dieses System darum nicht zu empfehlen, und es wäre deswegen auch der Antrag der Zentrums- partei in dieser Form gestellt worden, weil mit dem Genter System die Gewerkschaftsmitglieder allein in den Genuß einer etwaigen Unterstützung kämen. Auch Hr. v. Gauß machte darauf aufmerksam, daß hier eine Privilegierung der Organisationen durchgeführt würde. Wir müssen aber darauf verweisen, daß bei dem Genter System neben den organisierten Arbeitern auch die Unorganisierten dazu gelangen können, daß sie einer Arbeitslosenunterstützung teilhaftig werden, indem sie sich an der Schaffung eines Fonds für die Unterstützung bei Arbeitslosigkeit beteiligen. Dies ist in dem Genter System vorgesehen. Außerdem glaube ich aber darauf verweisen zu können, daß die Worte, die seinerzeit für das Genter

System ausdrücklich als Begründung vorgeführt wurden, auch bei uns vollständig zutreffen. Von den belgischen Arbeitern, den Genter Arbeitern, wurde dazu ausgeführt: „Es könnte gegen das von uns vertretene Projekt der Einwand geltend gemacht werden, daß es alle Arbeiter, welche sich gegen die Folgen der Arbeitslosigkeit schützen wollen, zum Anschluß an die Verbände zwänge. Wenn dies auch in gewissem Sinne zutrifft, so ist doch darauf hinzuweisen, daß in Gent fast für alle Berufsweige Organisationen sozialistischer, katholischer, liberaler und neutraler Richtung bestehen, so daß jeder Verbände findet, welche seinen Grundsätzen entsprechen. Sollte die Schaffung des von uns vorgeschlagenen Fonds dazu führen, daß die Zahl und Bedeutung der Arbeiterverbände wüchse, so wäre das ein Ergebnis, das wir nicht zu beklagen hätten.“ Ich glaube, sogar der Hr. Kollege Andre hätte wohl Gelegenheit, sich diesen Ausführungen ebenfalls mitanzuschließen. Es wäre jedenfalls eine verständnisvollere Haltung, als wie wir sie von ihm bei anderen Gelegenheiten schon zu beobachten Gelegenheit hatten. Ich bemerke dann in weiteren, daß wir auch in Württemberg eine große Zahl von organisierten Arbeitern heute bereits zu verzeichnen haben. Die freien Gewerkschaften in Württemberg umfassen heute bereits 53 000 Mitglieder und nach den Mitteilungen, die für 1907 öffentlich bekannt gegeben wurden, haben die Hirsch-Duncker- schen Gewerkschaften im Jahre 1907 2200 Mitglieder, die christlichen Gewerkschaften 3751 Mitglieder gehabt. Wir sind allerdings der Meinung, daß diese Zahl durchaus nicht ausreicht. Es würde ganz am Platze sein, wenn die Arbeiter zu derartiger Selbsthilfe direkt erzogen würden; wenn sie sich aber bemühen, diesen Kalamitäten zu begegnen, dann sollten sie durch eine öffentliche Einrichtung noch wesentlich unterstützt werden, daß sie diesen Organisationen mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit schenken.

Meine Herrn, ich glaube, daß es jedenfalls richtig sein wird, zum Unterschied von dem Antrag, den uns die Kommission unterbreitet hat, zum Unterschied auch von dem Antrag, der vom Zentrum gestellt ist, dem von unserer Partei gestellten Antrag die Zustimmung zu geben. Wir wünschen insbesondere, daß die Gemeinden darauf hingewiesen würden, in welcher Form, in welcher Art ihnen die Möglichkeit geboten ist, eine Arbeitslosenunterstützung einzuführen und einzurichten; der Hinweis auf die Berufsvereine wird zweifellos, so wie es in Belgien der Fall war, erzieherisch und anfeuernd auf die Arbeiter im allgemeinen wirken. Wir haben in Belgien das zu verzeichnen, daß durch die Einrichtung in Gent die anderen Städte allmählich nachgefolgt sind und diese Einrichtung dort weiter Platz greift. Wir würden das jedenfalls für Württemberg unter keinen Umständen zu bebauern haben.

Ich habe dann noch kurz auf eines zu verweisen, daß insbesondere die Einrichtung in Stuttgart selbst in kurzer Zeit auch zur Erörterung kommen wird. Wir werden gezwungen sein, uns auch auf dem Stuttgarter Rathaus des näheren damit zu beschäftigen und ich hoffe, daß nach dieser Richtung dort ein Fortschritt zu verzeichnen sein wird, wenn auch der Hr. Vordredner (Oberbürgermeister v. Gauß) bemerkte, daß dem noch sehr große Bedenken gegenüberstehen. Wir haben zu bedenken, daß eine Hilfe von den Gemeinden bei Arbeitslosigkeit unbedingt durchgeführt werden sollte. Wenn wir die Einkommensteuerstatistik von Stuttgart allein ansehen, so haben wir das zu verzeichnen, daß dort Personen unter 950 M. Jahreseinkommen 30 000 zu zählen sind; da können wir uns vergegenwärtigen, welches Elend durch die Arbeitslosigkeit über solche Familien heraufbeschworen werden kann, die in diesem geringen Einkommen stehen; mit 950 bis zu 1100 M. Einkommen sind es 11 000, und zwischen 1100—1250 Mark 8700 Personen. Da muß man wohl oder übel sagen: Bei solchem Einkommen ist es für die betreffenden Familien ein direkter wirtschaftlicher Ruin, der ihnen in Aussicht steht, wenn sie von der Arbeitslosigkeit betroffen werden. Der Staat und die Gesellschaft im allgemeinen müssen die Pflicht anerkennen, wenn eine unverkündete Arbeitslosigkeit vorliegt, unbedingt helfend einzugreifen und irgend

welche Einrichtungen zu treffen, daß diese Familien nicht untergehen. Ich glaube, daß wir in Württemberg, aber nicht bloß in Stuttgart allein, sondern auch an anderen Orten mit gleichen Verhältnissen zu rechnen haben. Es ist gesagt worden, wir hätten die Krise nunmehr überwunden. Die wirtschaftliche Krise ist aber durchaus nicht überwunden. Mir ist erst jetzt wieder ein Schreiben zugegangen aus meinem Wahlkreis, worin mir mitgeteilt wird, daß die Goldarbeiter in Pforzheim jetzt allmählich ganz allgemein dazu kommen, nur wöchentlich 3 Tage arbeiten zu können; es wird die Arbeitsgelegenheit so weit als möglich beschränkt, um die Arbeit nicht ganz einstellen zu müssen. Die Arbeitslosigkeit ist aber trotzdem noch eine so große, daß die Arbeiter vor einer direkten Kalamität stehen und nur mit Hilfe der Organisation in der Lage sind, über diese schwere Zeit hinwegzukommen. Ich glaube, daß auch der Staat und die Gemeinden verpflichtet sind, in solchen Fällen helfend einzugreifen und ich möchte darum den Herren empfehlen, unseren Antrag anzunehmen, weil er der einzig gangbare Weg ist, auf dem die Arbeitslosenunterstützung durchgeführt werden kann.

Dermisches.

Vom Lande, 5. Mai. In der gegenwärtigen Frühjahrszeit sind auch wir Menschen bestrebt, unsere Wohnungen sowohl innen wie auch äußerlich herauszuputzen. Während es im Innern meist mit Bürste und Seife abgetan ist, erfordert das Äußere umso mehr Aufwand an Zeit und Kosten, sowie ein gewisses Verständnis. Wie manches schöne Bauernhaus wird entstellt durch eine Reparatur oder einen Verputz, der seinem Charakter nicht entspricht. Sehr oft fällt das Holzschwert einer unkundigen Zimmermannsart zum Opfer und wird durch massive Backsteinmauern ersetzt, oder eine ganze Giebelwand wird mit einer Besenwurfschicht verkleidet. Wie sieht dann so ein Anwesen aus? In die Erde gedrückt, dem Auge wehtuend und störend für jedes Schönheitsempfinden. Gerade auf dem Lande ist die Mahnung angebracht: Bewahrt Euren Häusern den Stil! Pflicht des Handwerksmeisters ist es, auf diesem Gebiete belehrend und vorbildlich zu wirken. In den meisten Fällen wird die Ansicht des Unternehmers ausschlaggebend sein für die Ausführung derartiger Renovierungen, und alle Anerkennung gebührt ihm, wenn er mit sicherem Blick seine Aufgabe erkannt hat und kein Stämper ist, der die schöne Bauart unserer Vorfahren zerstört, sondern ein Meister, der das Schöne zu würdigen weiß und es pflegt, wo er es findet.

Die Zuverlässigkeit der Polizeihunde. Mit welcher Sicherheit die Polizeihunde den Geruch verschiedenen Blutes zu unterscheiden vermögen, hat sich bei dem in der Nähe von Lannenbergstal bei Plauen i. V. vor einigen Tagen verübten Mord gezeigt. Man ließ aus Meißen den Polizeihund „Darras“ mit seinem Führer kommen und ihn die Fährte von der Stelle des Tatortes aufnehmen, nachdem er dort an einigen schon stark vom Regen verwaschenen Blutlachen Witterung genommen hatte. Er verfolgte die Spur des Mörders eine Strecke in den einsamen Wald hinein bis an einen Bach. Hierher hatte der Mörder sein Opfer geschleppt und es ins Wasser geworfen, wo man den Ermordeten später tot auffand. Dann verfolgte der Hund die Spur noch eine größere Strecke durch dichten Wald bis an eine Landstraße, wo sie sich verlor. Nun stellte man den Hund einem Mann gegenüber, der wegen seiner stark blutbesleckten Kleidung als sehr verdächtig verhaftet worden war. „Darras“ berock ihn, ließ dann aber den Mann völlig unbeachtet, so daß man zu der Annahme gelangte, daß der Verdächtige mit dem Verbrechen nichts zu tun hatte. Und in der Tat konnte er denn auch sehr bald sein Alibi nachweisen. Der wirkliche Mörder scheint über die böhmische Grenze gegangen zu sein.

Die verwechselten Toten. Eine peinliche Verwechslung ereignete sich im Krankenhaus zu Stendal, wo fast zu gleicher Zeit der Kutscher Michelmann und eine Frau aus Döbbelin gestorben waren. Der Kutscher sollte vom Krankenhause aus

n.	Abds.
57	8.05
45	—
30	—
22	—
10	—
00	7.25
	7.20
	7.05
	6.35
	6.15

Calmbach

Dobel

№. 5.—



mit Musik und militärischen Ehren — mittelst Krieger- und Arbeitervereins — beerdigt werden, während die andere Leiche nach Döbbelin übergeführt wurde. Als man aber dort den Sarg noch einmal öffnete, um den Verwandten den letzten Anblick der Verstorbenen zu gestatten, stellte sich heraus, daß man aus Versehen Michelmann nach Döbbelin transportiert hatte und im Begriff stand, die Frau unter militärischen Ehren zu bestatten. Natürlich wurde schleunigst nach Stendal telegraphiert und die Leiche zurückgebracht, nach deren Auswechslung die gestörten Beisetzungen vor sich gingen.

72 Stunden lebendig begraben. Auf der Feste Eintracht-Tiefbau bei Steele wurden vorletzten Dienstag 4 Arbeiter verschüttet. Am Freitag wurden 3 Verschüttete vollständig unverfehrt ausgegraben, der vierte Bergmann wurde bereits am Donnerstag als Leiche geborgen.

Der Amboß als Böller. In Hienheim in Niederbayern hat ein 50-jähriger verheirateter Schmied die Böcher seines im Freien stehenden Amboßes mit Pulver gefüllt, um einem Brautpaar die Hochzeit anzuschließen. Beim Nachsehen nach einem scheinbar versagenden Schuß ging dieser los und zerschmetterte dem Unvorsichtigen die Hirnschale.

Der Dache und die Notbremse. Ein heiteres Vorkommnis ereignete sich kürzlich auf der Eisenbahnstrecke zwischen den Stationen Klein-Germersleben und Egersleben. In einem auf der Fahrt begriffenen Personenzuge wurde plötzlich die Notbremse gezogen! der Zug mußte auf freier Strecke halten. Die sofort vorgenommene Untersuchung ergab, daß in einem im Zuge laufenden sächsischen Viehwagen, die mit Notbremsen ausgerüstet sind, ein Ochse mit seinem Horn in den Handgriff geraten war und die Notbremse in Tätigkeit gesetzt hatte. Ob dem vierbeinigen Missetäter ob dieses Mißgeschicks ein Strafmandat „aufgebrummt“ worden ist?

Erkletterung des Eiffelturms. Zwanzig französische Matrosen, die sich zur Erkletterung der drahtlosen Telegraphie von Brest nach Paris begeben haben, erkletterten dort neulich in tollkühnem Wagemut den dreihundert Meter hohen Eiffelturm. Mit der den Matrosen der Bretagne eigenen Geschwindigkeit kletterten sie an dem Eisengerippe dieses Monumentes empor, als wenn sie sich an den Tauen eines Schiffes befänden und erreichten auch glücklich dessen Höhe, auf der sich eine Station für drahtlose Telegraphie befindet.

32 Personen von einem wütenden Hunde gebissen. In Kaposvár (Ungarn) wurden von einem tollwütigen Hunde 32 Personen und über 100 Hunde und Katzen gebissen. Die Behörden haben zur Verhütung weiteren Unglücks umfassende Vorkehrungen getroffen. Die 32 Personen wurden sämtlich in die Pasteurische Heilanstalt nach Ofenpest gebracht. Bei dem durch die Polizei angeordneten

Erstschießen des wutkranken Hundes ging eine Kugel fehl und traf einen Studenten schwer.

Eine Bluttat am Traualtar meldet man aus Grontordo bei Cremona. Als dort der Gutsbesitzer Portesani mit seiner Braut vor den Altar trat, um sich trauen zu lassen, sprang plötzlich eine junge Bäuerin mit gezücktem Dolche zwischen das Paar und den Priester, rief dem Bräutigam zu: „Mich hättest du heiraten sollen! Da hast du dein Hochzeitsgeschenk!“ und stieß ihm einen Dolch ins Herz. Der Bräutigam sank blutüberströmt vor dem Altar nieder, die Braut und der Priester entflohen voller Entsetzen. Die Rächerin ihrer Ehe stellte sich selbst der Polizei.

Hungertod eines Millionärs. In Antwerpen starb neulich ein Millionär, der so geizig gewesen war, daß er nicht einmal genug Nahrung zu sich nahm. Ein solch armer Millionär war der steinreiche Gutsbesitzer Gabriel Kump. Obwohl er ausgedehnte Grundstücke besaß, aus denen er ein riesiges Einkommen bezog, gestattete es sein Geiz ihm nicht, sich satt zu essen. Jahrelang hungerte er schon und führte abseits von Freunden und Verwandten ein elendes Leben. Er hauste in einem Bodenverschlag und schlief auf einem alten Strohsack. In der Kammer herrschte die größte Unordnung. Nur einen einzigen Lugas gönnte sich der Geizhals. Er besaß eine kostbare, geschmückte Truhe, in der er die Dokumente aufbewahrte, die ihm sein Vermögen bestätigten. Jetzt ist er gestorben, da der durch die jahrelangen Entbehrungen geschwächte Körper am Ende seiner Widerstandsfähigkeit angelangt war.

Wie lange dürfen Ehemänner abends bummeln? Mit dieser wichtigen Frage hatte sich der Richter John Peter Crutchfield in Richmond (Virginia) zu befassen. Frau Katharine Shelvin hatte ihren Gatten der abendlichen Bummelreise beschuldigt und den Richter gebeten, ihn anzuweisen, sich spätestens um 10 Uhr abends in seinem Heim einzustellen. Feierlich die Stirn runzelnd, überlegte der Richter einige Minuten und fällt dann, der Klägerin unverwandt ins Auge schauend, zu ihrem großen Entsetzen folgende Entscheidung: „Wir verheirateten Männer haben, so viel ich weiß, nicht gar viel Freiheit. Sie haben aber deswegen noch kein Recht, Ihren Mann die ganze Zeit über im Hause zu behalten. Sie müssen ihm etwas Erholung gönnen. Ich weiß, daß Sie seine Frau sind, nichtsdestoweniger kann ich es nicht billigen, daß Sie ihn nicht ausgehen lassen wollen. Ihr Gatte hat doch nahezu (1) dieselben Rechte wie Sie, und Sie müssen diese auch respektieren. Ich stimme allerdings mit Ihnen darin überein, daß er nicht die ganze Nacht ausbleiben soll, Sie müssen ihn aber seine Zigarre in Frieden rauchen oder Politik besprechen lassen, wenn er es wünscht. Sie dürfen daher nach Sonnenuntergang nicht die Glocke läuten, die ihn nach Hause ruft. Das Abendglocklein darf für ihn weder

heute noch an irgend einem Abend geläutet werden, und keine Frau hat das Recht, zu verlangen, daß ihr Mann vor 10¹/₂ Uhr abends nach Hause kommt!“ Na, also!

Spargelzeit. Ist es wirklich eine unverfälschte Forderung, wenn man zu jeder der vier Jahreszeiten nur einen kulinarischen Wunsch befriedigen möchte? Im Frühling ist der Spargel an der Reihe und da mag mancher denken: „Was nützt mir Blütenpracht und Sonnenschein, wenn ich im Maienmond nicht Spargel essen kann?“ Der Spargel hat übrigens eine viel ältere Geschichte, als mancher ahnen mag. Die alten Ägypter hatten schon Spargelkulturen, die alten Griechen kannten ihn ebenfalls, verwendeten ihn aber — diese Böttler! — nicht als Delikatesse, sondern das Kraut zu Brautkränzen. Erst die Römer schätzten den Spargel, wie er es verdient. Der alte Cato hat sogar ein Buch über rationelle Spargelzucht geschrieben und auch Plinius empfiehlt den Genuß des Spargelwassers. Von Rom trat dann der Spargel seinen Siegeszug über Europa an. Unsere germanischen Vorfahren kannten zunächst nur den „wilden Spargel“ und zwar bis zum 16. Jahrhundert. Den kultivierten Spargel führte in Böhmen Kaiser Ferdinand um 1530 ein, in Stuttgart ist er 1555 und am Mittelrhein 1578 zuerst nachweisbar. In der Folgezeit war Süddeutschland, besonders Ulm, seine Hauptpflegestätte. Nach Norddeutschland kam er erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo er auch in England auftauchte. Als berühmte Spargelgärten Norddeutschlands kommen jetzt Braunschweig und die Mark Brandenburg in Betracht, in Süddeutschland sind Ulm, Darmstadt, Schwezingen in Baden, Födt i. El. und Metz zu nennen. Die Vorliebe für Spargel zu allen Jahreszeiten hat der Konservenindustrie ein reiches Feld zugewiesen. Allein Braunschweig beschäftigt 4000 Arbeiter in dieser Branche. Man kann darüber streiten, ob grüner oder weißer Spargel den Vorzug hat, der Norddeutsche hat sich fast ausschließlich für den letzteren entschieden. Auch über die Zubereitung, ob mit brauner, zerlassener, frischer Butter oder holländischer Sauce, ob mit rohem Schinken, mit Duhn oder Koteletts wollen wir hier keine Debatte eröffnen. Das mag jeder nach seinem Geschmack einrichten, allen aber wünschen wir: „Guten Rurerfolg!“

[Zeitgemäßer Druckfehler.] Gärtnereisuch. Tüchtiger Gärtner findet auf dem Gute der Gräfin Spazini lohnende und dauernde Beschäftigung. (Flieg. Bl.)

[Stimmt.] Ordner (beim Begräbnis eines Lebemannes, als sich ein Gläubiger unter die Verwandten des Verstorbenen mischt): „Verzeihen — gehören Sie auch zu den Anverwandten?“ — „Das gerade nicht, aber zu den trauernden Hinterbliebenen!“

Aus den Tagen des Gefechts von Saarbrücken und der Schlacht bei Spichern.

Erzählung von Ulrich Lörcher. (Nachdruck verboten.)

8) — Schluf. —

Ich hatte in den Tagen, Wochen und Monaten nach der Schlacht von Spichern noch an manchem Kranken- und Sterbelager gestanden. Während die leichter Verwundeten, die in unserem Hause lagen, bald nach Deutschland in größere Lazarette gebracht wurden, blieben die Schwerverkranken bei uns. Wie viele Gelegenheiten bot sich da für mich, in eifrigem Samariterdienste die Liebe zu meinem Herrn und Heilande zu erproben!

Der am schwersten zu behandelnde Kranke war mein eigener Vater. Er, der bis jetzt nur auf sich selbst und seine eigene Kraft baute, konnte sich lange nicht damit abfinden, daß er in Zukunft als hilfloser Krüppel sein Leben fristen sollte. Nach langem inneren Kampf und sich Auflehnen wider die scheinbar harte Hand des Allmächtigen lernte aber auch er sich unter Gott demütigen, und die Zeit kam, wo er seinem himmlischen Vater dafür dankte, daß er ihn auf seine äußerliche Nichtigkeit hatte hinweisen müssen, um ihm zu zeigen, daß nur in Gott und seinem Worte wahrhaftiges Leben und volles Genüge zu finden ist.

Martin Kraus schrieb mir nach seiner Ankunft in der Heimat, daß er glücklich zu Hause angekommen sei und sich, wie er hoffe, bald so weit er-

holt haben werde, um zu seinem bei Metz stehenden Regimente zurückkehren zu können. Einen Monat später erhielt ich wieder einen Brief aus Barmen, die Adresse war aber nicht von Martin, sondern von einer zitterigen, des Schreibens ungewohnten Frauhand geschrieben. Seine Mutter teilte mir in wenigen Worten mit, daß ihr Sohn zu seinem vor Metz stehenden Regimente zurückgekehrt sei. Ob ich ihn auf der Rückreise wiedersehen würde?

Da mir neben meinem Vater noch die Pflege zweier schwerkranker Rheinländer anvertraut war, hatte ich keine Zeit zu müßigen Poffnungen und Plänen. Auf den schönen Sommer und Herbst folgte ein harter Winter, und noch schien das Ende des schrecklichen Krieges nicht abzusehen. So nahte das Weihnachtsfest heran. Bei uns an der französischen Grenze war der Christbaum mit seinem Lichterschmucke damals noch nicht Sitte. Meine Kranken aber erzählten mir viel von den schönen Weihnachtsfeiern, die sie früher zu Hause im Kreise ihrer Lieben erlebt hatten. Auch mir gefiel das alles über die Maßen. Und wenige Tage vor dem heiligen Abend fuhr mich unser Knecht im Schlitten nach Saarbrücken, und ich kaufte Lichter, Christbaumlichter, und sonst allerlei nützliche Geschenke für die Verwundeten, die in den Dezembertagen des Jahres 1870 noch in unserem Hause weilten. An schönen Tannenbäumen fehlte es in der Umgegend des Waldschlößchens nicht, und so brannte denn in der geräumigen Wirtsstube, die damals noch als Krankenzubehörende, am heiligen Abend ein strahlender Lichterbaum, und allerlei Weihnachtsgeschenke für die Verwundeten waren unter ihm ausgebreitet.

Wir freuten uns alle, als das „Fröhlich soll

mein Herze springen“ ertönte. Der Krieg hatte uns beiden, mir und meinem Vater, wenn auch unter sehr vielem Schmerzen den ewigen Frieden ins Herz gebracht. Der Heiland war in uns in den schweren Augusttagen des vergangenen Jahres geboren, und so feierten wir zum erstenmal in unserem Leben das Weihnachtsfest.

Spät abends aber, als die Weihnachtslieder in unserem Hause längst verklungen waren und sich meine Verwundeten in ruhigem Schlafe wiegten, pochte es noch an der Eingangstür eines Waldschlößchens. Ich war noch auf und öffnete vorsichtig die Tür. Und wer beschreibt mein Erstaunen und meine Freude, als ich in das Gesicht meines treuen Mänen Martin schaute, der inzwischen zum Wachtmeister avanciert war.

„Ich brauche Ihnen,“ so schloß die Frau Wirtin vom Waldschlößchen ihre Erzählung, bei der ich, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, an einem gewittrigen Augustabend Unterkunft und Nachquartier gefunden, „ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, wie das Weitere sich so fügte, daß wir beide uns glücklich verheirateten. Ich sage glücklich!“ meinte die Frau; „denn in unserer 35-jährigen Ehe waren wir beiden Eheleute aufs ernstlichste darauf bedacht, wie eins das andere in den Himmel brächte! Und als mein Mann vor wenigen Monaten an Lungenentzündung schwer darniederlag, erfüllte ihn, als er sein Ende herannahen sah, eine Sterbensfreudigkeit, wie ich sie noch selten bei anderen Sterbenden gesehen, und die mich von neuem darin bestärkte, wie groß und wichtig es ist, trotz aller Sorge um das Zeitliche allein für die Ewigkeit zu leben!“

